

Digitalisierung der Bildung aus Sicht wissenschaftlicher Anthropologie

Die kritische Pandemieerfahrung und die Weigerung, Schlüsse daraus zu ziehen

Die Erfahrungen mit den beiden Covid-19-Pandemiejahren haben den Blick auf unsere Schulen verändert. Als man realisierte, wie sehr die Homeoffice-Situation für viele Kinder und Jugendliche zur psychischen Belastung wurde, ist vielen Menschen wieder bewusst geworden, welche Bedeutung die Schule für junge Menschen und für die Gesellschaft hat. Die Sehnsucht, die Schulkameraden wieder sehen und sich mit ihnen austauschen zu können, aber auch die Freude, mit der Lehrperson im Unterricht live in unmittelbarem Austausch zu sein, von ihr wahrgenommen zu werden, die anregende Kommunikation und freundschaftliche Atmosphäre im Schulzimmer und in den Pausen zu erleben, all dies waren Aspekte dieses Bewusstwerdungsprozesses. In den Familien, mit den Nachbarn, in den Medien und in der Politik wurde viel darüber gesprochen und nachgedacht, wieso der Präsenzunterricht unersetzbar ist. Mit der zwischenzeitlich medial vermittelten Entwarnung, das Größte der Pandemie sei vorüber, es werde keine Lockdowns mehr geben, sind die kritischen Erfahrungen mit dem auf Digitalisierung abgestützten Unterricht aber bereits wieder am Verblässen und der nächste Digitalisierungsschub in den Schulen in der Pipeline. Die offizielle Schulpolitik zeigt keinerlei Interesse daran, der Sache genauer auf den Grund zu gehen und die Frage zu stellen, was aus psychologischer Sicht der entscheidende, stimulierende Unterschied für die Schülerinnen und Schüler im Einzelnen ist, wenn sie im Präsenzunterricht statt digital zusammen lernen können. Dabei wäre es naheliegend, die Einsichten der anthropologisch relevanten Wissenschaften zu Rate zu ziehen, welche bestens in der Lage sind, dieses Phänomen zu erklären.

Die anthropologische Perspektive – das Interesse des Kindes, vom «kulturellen Mentor» zu lernen

Der wohl wichtigste Aspekt in der anthropologischen Sichtweise betrifft die soziale Natur des Menschen. Diese wurde in der Vergangenheit sehr unterschiedlich beurteilt und hatte grossen Kontroversen zur Folge. Für den aktuellen Stand der Wissenschaft spielt wohl die ontogenetisch fokussierte Forschung des renommierten amerikanischen Psychologen und Primatologen Michael Tomasello eine zentrale Rolle. Er spricht vom Menschen als «ultra-soziales» Lebewesen, das sich von seinen nächsten Verwandten, den Menschenaffen, vor allem darin unterscheidet, dass seine Motivation im zwischenmenschlichen Handeln genuin sozial orientiert ist, eine essentielle Erkenntnis, die seine umfangreiche Experimentalerfahrung beim Mensch-Tier-Vergleich immer wieder bestätigt hat. In Anlehnung an die entwicklungspsychologische Perspektive des russischen Psychologen Lew Vygotsky, dessen überzeugende sozio-kulturelle Theorie der menschlichen Entwicklung sich grundlegend von Jean Piagets individualistischen strukturalistischen Reifungstheorie der kindlichen Entwicklung unterscheidet, hat sich Tomasello mit der Frage der bei Geburt bereits vorhandenen sozialen Prädisposition des Säuglings beschäftigt und die Schritte in der Sozialentwicklung des Kleinkindes sehr genau untersucht und beschrieben. Aufgrund seiner Erkenntnisse, die durch zahlreiche Untersuchungen und Experimente vieler Wissenschaftskolleginnen und -kollegen in Psychologie, Erziehungswissenschaft und vergleichender Verhaltensforschung bestätigt und vertieft wurden, hat Tomasello die ausserordentlich frühe Bereitschaft und Fähigkeit des Säuglings betont, mit Mutter, Vater oder anderen Bezugspersonen ein dialogisches Wechselspiel zu entwickeln. Bereits mit weniger als einem Jahr kann das Kind in vielerlei Hinsicht als eigenaktiver Partner die Aufmerksamkeit für einen Gegenstand oder eine Aktivität mit dem Erwachsenen teilen und

sogar von sich aus dazu einen kooperativen Beitrag leisten, zum Beispiel helfen. Tomasello spricht dabei von der «geteilten Intentionalität»¹. Im experimentellen Vergleich mit den nahen Verwandten, den Schimpansen, gelang es dem Forscher, das deutlich höhere kooperative Interesse und die spontane Hilfsbereitschaft des Menschenkindes zu dokumentieren. Für die weiteren sozialen Entwicklungsschritte konnte Tomasello weiterhin zeigen, wie das Kind allmählich die Fähigkeit zur «kollektiven Intentionalität» mit der Verinnerlichung gemeinsamer Regeln mit Gleichaltrigen («normative Wende»²) erlangt und zur Zeit der Einschulung bereits einen Stand an Vernunftfähigkeit und Verantwortlichkeit ausgebildet hat, die in seiner kooperativen Problemlösungsbereitschaft deutlich wird.

Eine essentielle anthropologische Frage, die gerade für das Lernen im Allgemeinen und für die Schule im Speziellen sehr relevant ist, betrifft die 'Gelehrigkeit' des Kindes: Wünscht sich das Kind, auch schon das Kleinkind, von den Erwachsenen angeleitet, ja gar unterwiesen zu werden, lernt es also gerne von den Eltern, älteren Geschwistern und auch anderen älteren Personen oder wünscht es dies eher nicht? Auch bei dieser Frage haben sich in der Vergangenheit die Geister mitunter stark geschieden. Psychologen wie Sigmund Freud und Piaget sowie Reformpädagoginnen und -pädagogen (beispielsweise Marie Montessori) erachteten zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Kleinkind als grundsätzlich vorwiegend egozentrisch orientiert und trauten ihm wenig genuine soziale Motivation und Kooperationsbereitschaft mit anderen zu. Jegliche Art von Anleitung, Führung oder Belehrung hatte aus ihrer Sicht den Charakter von Bevormundung und Gängelung. Vygostky widersprach dieser Hypothese mit aller Klarheit und veranschaulichte immer wieder, wie sehr diese Interpretation die Wirklichkeit verfehlt. Seine Perspektive wurde etwas später durch den Forschungsbeitrag des Entwicklungspsychologen und Erziehungswissenschaftlers Paul L. Harris der Universitäten Harvard und Oxford, bestätigt. Seine Erkenntnisse sind in seinem Buch «*Trusting what you're told: How children learn from others*» prägnant zusammengefasst. Im Unterschied zu Piaget und anderen ähnlich orientierten Entwicklungsforschern sieht Harris die primäre Motivation der Kinder nicht darin, sich für die kausalen Zusammenhänge der Natur zu interessieren, sondern im Streben nach Einsicht und Verständnis, wie die Welt der Erwachsenen funktioniert. Kinder wollen die kulturellen Regeln, die dem zwischenmenschlichen Austausch, der Zusammenarbeit und der Kooperation zugrunde liegen, verstehen, um mitwirken, um beteiligt sein zu können. Deshalb orientieren sie sich mit vollem Engagement am elterlichen Vorbild. Wie der Titel seines Buches verrät, setzen Kinder grundsätzlich grosses Vertrauen in die Absicht der Erwachsenen, ihnen etwas Sinnvolles/Nützliches zu vermitteln und erachten ihre erwachsenen Bezugspersonen als «kulturelle Mentoren», die ihnen den Zugang zum gemeinschaftlichen Leben eröffnen. Die Behauptung, Kinder, die den Erwachsenen vertrauen, würden dies allein aus blindem Gehorsam heraus tun, wird von Harris' Forschung gründlich widerlegt.

Harris' Einsichten haben zusammen mit den Erkenntnissen zahlreicher, weiterer Forscherinnen und Forscher der Entwicklung des menschlichen Individuums das humanistische Erziehungs- und Bildungsverständnis, das auf einer auf Vertrauen, Respekt, Anerkennung und Lernbereitschaft aufbauenden Beziehung zwischen Schüler bzw. Studenten und einer lehrenden, fachlichen Autorität, beruht, bestätigt. In diesem Zusammenhang darf ein anthropologisch besonders bedeutsamer Forschungsansatz nicht

¹ Tomasello, M. (2020). Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese. Berlin: Suhrkamp, S. 436

² Ebd., S. 451

vergessen werden, und zwar jener der Bindungsforschung. Die Bindungstheorie, deren wichtigster Pionier der englische Psychiater und Psychoanalytiker John Bowlby war, gilt heute als eine der am besten empirisch untersuchten und verifizierten psychologischen Theorien. Bowlby begann nach dem 2. Weltkrieg systematisch die psychischen Auswirkungen früher Mutter-Kind-Trennungen — ein häufiges Phänomen während des Krieges — und deren oftmals psychopathologischen Folgen für die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes zu erforschen. Während den letzten mehr als 70 Jahren konnte mit systematischer Beobachtung, Experiment und mit vielfältigen Interviews empirisch gezeigt werden, wie entscheidend die vom Kind erlebte Bindungsqualität für die Vertrauensentwicklung in seine Bezugspersonen und in die Menschen überhaupt ist sowie für die Ausbildung eines stabilen Selbstvertrauens. Gerade die Bindungsforschung hat im Zusammenhang mit der Lernfähigkeit und Lernbereitschaft eines jungen Menschen, die in der Schule natürlich eine besonders grosse Rolle spielt, zeigen können, wie bedeutsam es ist, wie sich die interpersonale Lehrer-Schüler-Beziehung in der Schule entwickelt. Ebenso entscheidend wichtig für das Vorankommen aller Lernenden — auch dies lässt sich aus der Bildungsforschung ableiten — ist die emotionale und soziale Atmosphäre im Schulzimmer und im Schulhaus, die im Wesentlichen von den Lehrpersonen geschaffen wird.

Insgesamt liefern die gesammelten anthropologischen Erkenntnisse aus allen humanwissenschaftlichen Disziplinen also ein tiefes Verständnis für die belastenden Erfahrungen von Kinder und Jugendlichen mit ausschliesslich digitaler Bildung beim Lockdown.

Schulentwicklung heute: Die Abwendung vom interpersonal geprägten Bildungsverständnis

Umso bedenklicher ist die Tatsache, dass seit bald drei Jahrzehnten das anthropologische Wissen in der Gestaltung von Schule und Unterricht und ebenso in der Lehrerbildung enorm an Relevanz verloren haben. Trotz des eigentlich vorhandenen Orientierungswissens wurde die pädagogische, anthropologisch gestützte Dimension in der Gestaltung von Schule zunehmend zugunsten betriebswirtschaftlich und systemisch orientierter Konzepte und Denkweisen verdrängt. Diese Entwicklung geschah schleichend, Schritt für Schritt und wurde vor allem auch dadurch ermöglicht, dass es darüber kaum öffentliche Debatten gab. Dieser demokratiepolitisch bedenkliche Vorgang, mit dem Schule und Bildung dem öffentlichen Diskurs zunehmend entzogen wurden, lag daran, dass im ganzen Bildungssystem die bisher fehlende «Professionalisierung» verkündet und auch implementiert wurde. Der Bevölkerung wurde erklärt, sie habe eigentlich nicht mitzureden, was und wie im Schulwesen gemacht und gehandelt wird, schliesslich seien sie ja Laien und müssten die Beurteilung den Profis überlassen.

In den letzten dreissig Jahren haben zwei Termini den Wandel in der Schulentwicklung in Europa massgeblich bestimmt: zum einen das Konzept der *Individualisierung* als scheinbar besonders schülergerechte Neuorientierung in der Bildungslandschaft, zum anderen später die (Schüler-) *Selbststeuerung*. Letztere gewann durch das Aufkommen der *Digitalisierung* in den Schulen nochmals wesentlich an Bedeutung. Begonnen hat der Wandel als sich vor dreissig Jahren Stimmen mehrten, die den gemeinsamen, in Lektionen getakteten Unterricht so darstellten bzw. karikierten, als ob damit eine steril-bürokratische Uniformierung des Lernens die Regel sei, was den Lernenden, die alle unterschiedliche Lernstile sowie andere Bedürfnisse und Interessen hätten, nicht gerecht werde; ja, diese würden damit in ihrem

individuellen Streben verfehlt und demotiviert. Stattdessen solle jedem Schüler, jeder Schülerin die Gelegenheit eröffnet werden, die eigene Lerngeschwindigkeit zu bestimmen, die Reihenfolge, in der die Aufgaben gelöst werden, festzulegen sowie nach Möglichkeit die inhaltlichen Präferenzen selbst zu bestimmen. Es galt und gilt nach wie vor die Meinung, dass die *Individualisierung des Unterrichts* die einzig sinnvolle Lösung sei, um den unterschiedlichen Individuen im Unterricht gerecht zu werden. Ironischerweise geriet gleichzeitig die Führungsrolle der Lehrenden sowie die inhaltliche Vermittlung von fachlichem Wissen unter Beschuss, zumal der sogenannte lehrerzentrierte Unterrichtsstil generell als autoritär-bevormundend und damit auch für die Lernenden als demotivierend charakterisiert und kritisiert wurde. Bei dieser Darstellung berief man sich auf die nicht zu leugnenden Ausläufer der früher häufig verbreiteten autoritären Haltung der Lehrpersonen. Der Begriff «Frontalunterricht» wurde zum geflügelten Unwort für jegliche Ansätze gemeinsamen, von der Lehrperson geführten Unterrichts, von dem sich jede, sich fortschrittlich definierende Lehrperson selbstverständlich distanzieren musste. Allein das Wort «Front» – hier Schüler, dort Lehrperson getrennt durch eine Frontlinie – suggerierte autoritäres Gehabe, Spannung, Konflikt und Widerstand zwischen Lehrenden und Lernenden.

Heutzutage gilt in der Lehrerbildung das individualisierte *Selbstorganisierte Lernen* (SOL) Dank der inzwischen ausgebauten Digitalisierungsinfrastruktur und -kultur als State-of-the-art. Es beinhaltet die Umdeutung der Lehrerrolle zum «Lernbegleiter», «Moderator» oder «Coach». Als vorbildliche Lehrperson gilt jetzt jemand, der ein Classroom-Management-Regime organisiert, das den Schülerinnen und Schülern erlaubt, mit Hilfe einer vielfältigen, vornehmlich digitalisierten Lernumgebung ihr eigenes Lernprogramm zu gestalten. Zahllose «apersonale Medien»³ stehen der Schülerschaft zur Verfügung, um sich eigenständig und alleine neue Inhalte anzueignen und sich mit den gewünschten Lernanforderungen auseinanderzusetzen. Inhaltlicher Austausch und Zusammenarbeit in der Schulklasse ist hingegen wenig möglich, da alle an Unterschiedlichem arbeiten. Sehr viele Schulklassen sind heute entsprechend in Arbeitsnischen (Lernateliers) eingeteilt, ohne ein eigentliches Plenum für Dialog und gemeinsame Auseinandersetzung zur Verfügung zu haben. Organisatorisch lässt sich auf diese Weise auch Integration bzw. Inklusion (eine der folgenreichsten Reformen zugunsten der Individualisierung der letzten Jahre)⁴ ohne weiteres umsetzen, zumal der höchst individuelle Lernstand der Schülerinnen und Schüler, keine Rolle mehr spielt. Man kann von einer regelrechten Auflösung des Unterrichts in weitgehend isolierte Selbstorganisationsblasen sprechen.

Ein weiterer anthropologisch gesehen problematischer Wandel im Bildungsverständnis, der wohl nicht zufällig mit dem Trend zur Individualisierung und zum SOL einhergeht, betrifft den Paradigmenwechsel von der Input- zur Outputorientierung und damit zum Primat des sogenannten Kompetenz- anstelle des Wissenserwerbs in der Schule. Damit verbunden ist die Vorstellung, die Schulen sollen anhand laufender vergleichenden Testergebnisse von Schülerleistungen (Kompetenzniveaus) kontrolliert und gesteuert werden und nicht durch die Einflussnahme verantwortlicher Lehrpersonen. Die deutschsprachige Bedeutung des Begriffs Kompetenz wurde im Zusammenhang mit der Implementierung der PISA-Studien schon 2000 irreführenderweise als messbare Performance umdefiniert und somit test-

³ Forneck, H. (2014, 31. Juli): *Professionalisierung statt Innovationsabstinenz*. NZZ

⁴ Kissling, B. (2022). *Sind Inklusion und Integration in der Schule gescheitert? Eine kritische Auseinandersetzung*. Hogrefe Verlag, Bern

kompatibel gemacht. Wenn bisher die Lehrpersonen die Inhalte im Unterricht im Hinblick auf ihren kulturell bildenden Gehalt als fachliche Experten nach pädagogischen Kriterien auswählten und somit die gemeinsame geistige Auseinandersetzung mit anregenden Themen im Unterricht bewusst und gezielt gestalten konnten, wurde der Fokus mit der Kompetenzorientierung auf inhaltlich neutrale, testbare Fertigkeiten (Output) verlagert. Seither wird den Schülerinnen und Schülern signalisiert, sie bräuchten nicht mehr wie früher stur auswendig zu lernen (um es bald wieder zu vergessen), sondern könnten sich das erforderliche Wissen dank Digitalisierung mit entsprechender Handlungskompetenz im Internet selbst verschaffen. Hier wird sehr gut ersichtlich, wie *Digitalisierung* und *Individualisierung* des Unterrichts einander gegenseitig stützen und aufwerten: E-Learning, die Arbeit mit Lernplattformen, der Datenaustausch mit Lehrpersonen und Mitschülern, die Kommunikation über Chat-Funktionen, die Nutzung von Social Media usw. haben zur Folge, dass die Kinder und Jugendlichen heute nicht nur in der Freizeit — dies ist als Problem allmählich erkannt worden —, sondern auch in der Schule daran gewöhnt werden, es als normal zu empfinden, sich mehr im virtuellen als im realen Raum zu bewegen und in natürlichem Kontakt mit anderen zu stehen. Statt also den jungen Menschen in der Schule die weitaus wohltuendere Qualität realer zwischenmenschlicher bzw. sozialer Beziehungen zu vermitteln, wird über die Schule die Abwendung ins Digitale weiter habitualisiert.

Vergegenwärtigt man sich nun die oben referierten Erkenntnisse der Anthropologie ist evident, dass diese Art Schulkultur ein wesentliches Ziel schulischer Pädagogik vollkommen ausser Acht lässt, und zwar den Erwerb sozialer Fähigkeiten. Nicht umsonst wurde die Volksschule ursprünglich als bedeutsame Gelegenheit für jedes Kind angesehen, Grundzüge einer demokratischen Gesinnung erwerben zu können. Gerade die Kooperation beim gemeinsamen Lernen, im fordernden Austausch, die Anteilnahme und Bereitschaft, dem oder der Klassenkameraden/in zu helfen, auch dem Unterricht folgen und die Hausaufgaben erfolgreich bewältigen zu können, ist ein stärkendes soziales Erlebnis für alle und unterstreicht die Bedeutung sozialer Werte wie Solidarität, Freundschaft, Respekt und Toleranz. Damit in Schulklassen solche Werteinstellungen und sozialen Kompetenzen aufgebaut und gelebt werden können, sind entsprechende Erfahrungen in einem dialogisch geführten Unterricht unumgänglich. Über diese kann der junge Mensch das Erlebnis machen, wie geistig stimulierend und sozial beruhigend es ist, miteinander arbeiten bzw. lernen zu können. Alle Kinder und Jugendlichen sehnen sich nach Freundinnen und Freunden bzw. und nach Anschluss an die Klassengemeinschaft. Viele sind jedoch ohne die Unterstützung der Lehrperson und ohne eines freundschaftlich-respektvollen Umgangs in der Klasse selbst nicht in der Lage, diesem Wunsch näher zu kommen.

Was nun, wenn die Lehrperson gar nicht mehr Lehrperson sein darf? Defacto bedeutet deren Eliminierung bzw. Degradierung zum «Lernbegleiter» bzw. «Coach» im Unterricht, dass das pädagogische Verhältnis im Schulzimmer weitgehend aufgelöst ist, weil alle zentralen interpersonal bildenden Elemente marginalisiert werden. Der starke Trend zur Vereinzelung der Schülerinnen und Schüler im individualisierten, selbstorganisierten und digitalisierten Lernen hat zur Folge, dass die Lernenden sich praktisch ausschliesslich auf sich selbst und ihre eigenen Ressourcen abstützen müssen, sodass es eigentlich nur die sehr viften und von zuhause aus geförderten, angeregten und unterstützten Lernenden sind, die damit gut zurechtkommen. Ob sie in ihrem Alleingang auch Freude empfinden, ist eine andere Frage. Für die grosse Mehrheit der Schülerinnen und Schüler ist die Lernsituation ohne leitenden Halt als Grundorientierung äusserst konfrontativ. Sie drohen angesichts neuer

Anforderungen, relativ schnell den Mut zu verlieren und über kurz oder lang zu resignieren. Die zahlreichen aus dem Boden schießenden privaten Lernangebote, Nachhilfeunterricht, Privatschulen usw. sprechen nicht umsonst eine deutliche Sprache, wie es heutzutage um die erfolgreichen Lernvoraussetzungen in den öffentlichen Schulen steht.

Wie die bisherigen Ausführungen gezeigt haben, war und ist das unübersehbare Desinteresse der Bildungsverantwortlichen an den realen Folgen eines weitreichend digitalisierten Unterrichts (siehe Pandemieerfahrungen) kein neues Phänomen, sondern engstens mit dem Schulentwicklungstrend verbunden, dem man sich in Europa schon seit mehr als zwei Jahrzehnten zunehmend verschrieben hat. Die Frage drängt sich somit auf, wer diese Marschrichtung vorgegeben und die Mittel dazu gehabt hatte, sie auch seit Jahren praktisch ohne öffentliche Diskussion durchzusetzen und dies mit welchem Ziel bzw. Interesse.

Spiritus Rektor digitaler Bildung in Schulen?

Das am häufigsten gehörte Argument in der Öffentlichkeit, wieso die Forcierung der Digitalisierung in den Bildungsinstitutionen unabdingbar sei, ist der Verweis auf den internationalen Wettbewerb, von dem man sich auf keinen Fall abhängen lassen wolle. Diese Aussage ist symptomatisch und hilft bei der Spurensuche, von wo aus der gesellschaftliche Digitalisierungsdruck ausgeht. Betrachtet man die Entwicklung seit Beginn der Globalisierung in den 1990er Jahren fallen zwei markante Phänomene auf, nämlich

1. dass es ausschliesslich ökonomisch orientierte, international einflussreiche Organisationen wie die OECD und die EU waren, die in Europa ausgesprochen viel Einfluss auf das Bildungswesen geltend machen konnten. Wie die Schweizer Bildungsinstitutionen davon betroffen waren, wurde von der Politologin Tonia Bieber im Rahmen des grossen Forschungsprojekts «Staatlichkeit im Wandel»⁵, wissenschaftlich untersucht. In ihrer Publikation «Soft Governance, International Organizations and Education Policy Convergence. Comparing PISA and the Bologna and Copenhagen Processus» von 2016 sind ihre Einsichten ausführlich dokumentiert;
2. dass während den 1990er Jahren an unseren deutschsprachigen Bildungsinstitutionen ein vollkommen neuer Jargon Einzug hielt, der die Lehrerschaft zunächst höchst befremdete, weil er offensichtlich vorwiegend der Ökonomie entlehnt war. In der Schweiz war es insbesondere der damalige Zürcher Bildungsdirektor, Ernst Buschor, ursprünglich Professor für Ökonomie an der Universität in St. Gallen, der im Eiltempo mit einer radikalen Reform der Bildungsverwaltung gemäss der Lehre des *New Public Management* die Schulen zu teilautonomen Betriebseinheiten umdefinierte mit allen entsprechenden betriebswirtschaftlichen Kontrollinstrumenten. Dazu gehörte zum einen die Etablierung eines umfassenden Evaluationsinstrumentariums, das zur Bewirtschaftung eines ganz neuen lukrativen privaten Institutszweiges führte, weiterhin die Einführung einer möglichst weitreichenden (Vergleichs-)Testkultur mit Controlling- und Monitoringsystemen (ohne jegliche Tradition im bisherigen europäischen Bildungswesen) und zum anderen die Implementierung eines regelrechten Newspeak in den Schulen selbst: Classroommanagement anstelle von Unterricht, Coach und Moderator von Lernprozessen anstelle von Lehrperson, Schüler und Eltern als Kunden usw.

⁵ <https://www.sfb597.uni-bremen.de//> (11.7.2022)

Allein schon diese beiden Tatsachen zeigen, dass seit Beginn der Globalisierung die Dominanz des ökonomistischen Denkens und Handelns im Bildungswesen (wie übrigens auch in allen sonstigen Bereichen der öffentlichen Dienste) Einzug gehalten hat. Deutlich wird dies z. B. auch in der prominenten Etablierung der Bildungs- und Gesundheitsökonomien in den entsprechenden Institutionen und eben auch später anhand der enorm voranschreitenden Digitalisierung der Schulen.

Weiterhin aufschlussreich ist, was im Rahmen des wohl wichtigsten Stell-Dich-Ein der verschiedenen Welteliten, nämlich am *World Economic Forum* (WEF) seit einigen Jahren vertreten wird. In einem 12-minütigen Film mit dem Titel «Die vierte industrielle Revolution»⁶, der 2016 erstmals anlässlich der Publikation von Klaus Schwabs (Gründer und Direktor des WEF) gleichnamigen Buch am jährlichen WEF-Anlass in Davos gezeigt wurde, wird den Zuschauern der Eindruck suggeriert, Dank der in Davos versammelten Macht- und Finanzelite werde eine technologische Entwicklung – mit den Königsdisziplinen Biotechnologie, Digitalisierung und Künstliche Intelligenz – ermöglicht, mit der alle grossen Menschheitsprobleme (Hunger, Armut, Krankheiten, Behinderungen usw.) demnächst gelöst werden können. Indem digitale, physische und biologische Systeme zusammengeführt würden, werde eine einmalige neue Zukunftsperspektive geschaffen. Forschende renommierter Universitäten der Welt demonstrieren im Film anhand ihrer hochtechnologischen Forschungsarbeiten und damit verbundenen futuristischen Perspektiven, dass man sich von der Vorstellung vom Menschen als eines natürlichen Wesens zukünftig verabschieden müsse. Aufgrund der technologischen Eingriffs- und Modifikationsmöglichkeiten auf die Biologie werde man bald nicht mehr unterscheiden können, was am menschlichen Individuum natürlich und was künstlich sei. Einige Forschende, die zu Wort kommen, schildern begeistert, wie weitreichend man schon in der Lage sei, in den menschlichen Organismus einzugreifen, ja sogar Vorgänge im Gehirn manipulieren zu können. Schwab selbst formuliert dies im Film sinngemäss: Das Charakteristische an dieser industriellen Revolution ist nicht, dass sich dadurch unser Handeln verändern wird, sondern dass wir selbst als Menschen verändert werden. Es wird sogar gesagt, die Gesellschaft müsse künftig dafür garantieren, die Menschen «an diese technischen Veränderungen anpassen zu können, die neu definieren, was es bedeutet, ein Mensch zu sein».

Anpassung des Menschen an die technologische Entwicklung

Einer der wichtigsten Berater von Klaus Schwab ist der israelische Historiker Yuval Noah Harari. Im Unterschied zu Schwab, der die Perspektive der *Vierten Industriellen Revolution* enthusiastisch positiv kommentiert, spricht Harari von einem einzigartigen Moment in der Menschheitsgeschichte, bei dem sehr viel auf dem Spiel stehe. Nebst der Bedrohung durch einen Atomkrieg sowie den Klimawandel erachtet Harari den am WEF gefeierten technologischen Umbruch (technical disruption) als sehr folgenreich und risikobehaftet. Wir seien als Gattung *Homo sapiens* vermutlich die letzte Generation unserer Spezies. Von nun an werde es erstmals in der Geschichte technologisch für Forschereliten möglich werden, Körper, Gehirne und den menschlichen Geist künstlich herzustellen bzw. die weitere Evolution, auch diejenige des Menschen selber zu designen. Für die Arbeitswelt werde dies

⁶ <https://www.youtube.com/watch?v=o0ipIV7ZJ74> (11.7.2022)

Alle folgenden Zitate aus dem besagten Film.

bedeuten, dass aufgrund der Automation viele Menschen ihre Erwerbsmöglichkeit verlieren werden. Wer diese Fähigkeit beherrsche, werde ausserdem in 5 bis 10 Jahren in der Lage sein, nicht mehr nur Computer und Bankkonten, sondern eben auch den Menschen selbst zu hacken, und zwar jedes Individuum. Erforderlich seien dafür lediglich eine sehr grosse Rechenleistung, ein hochentwickeltes biotechnologisches Wissen sowie Künstliche Intelligenz. Damit könne in den menschlichen Körper eingedrungen und die Daten sämtlicher Körperfunktionen entnommen werden. Somit könne man wesentlich mehr über jeden Menschen wissen als dieser von sich selbst. Harari spricht von der potentiellen Möglichkeit, Menschen noch viel umfassender bis in ihre Wünsche, Gefühle und Gedanken hinein überwachen und manipulieren zu können als dies in den bisherigen Formen des Totalitarismus möglich war (surveillance under the skin).

Auch wenn der israelische Historiker hiermit nur von einem möglichen Horrorszenario spricht bzw. davor warnt, wird in seinen Ausführungen deutlich, um was es geht: das Gerangel um Macht, Herrschaft und Big Business in Händen einer kleinen Clique von Menschen, allenfalls auch Staaten. Hararis Analyse und sein daraus hervorgegangener Appell wenden sich ausschliesslich an die Eliten, mit deren Einsicht und Vernunft er rechnet, währenddessen er der Selbstbestimmungsfähigkeit der Menschen ansonsten wenig zutraut. Bei den Verlierern dieser Entwicklungen spricht Harari von der Spezies der «useless people»⁷ oder «useless classes», eine recht zynisch anmutende Art über Menschen zu sprechen. Es passt aber zu seiner antiaufklärerischen Sicht des Menschen, wonach der Mensch kein autonomes, selbstbestimmtes Wesen mit eigenem Willen und einem einzigartigen Persönlichkeitskern sei. Er sagt:

«Die Idee, dass Menschen völlig unabhängige Einzelwesen sind, die frei ihre eigenen Gedanken und Wünsche wählen, ist wissenschaftlich lächerlich und politisch gefährlich. In früheren Jahrhunderten war die Gefahr gering, weil keine Regierung oder Firma das Wissen über biologische Abläufe und die Rechenleistung besaß, die notwendig sind, um Ihre Gedanken und Wünsche zu kontrollieren. Aber heute gewinnen einige Regierungen und Unternehmen die Macht, Menschen zu hacken und zu manipulieren. Und am einfachsten ist es, diejenigen Menschen zu manipulieren, die glauben, dass sie nicht fremdgesteuert werden können, weil sie einen „freien Willen“ haben.»⁸

Dieses pessimistische, entpersonalisierte Menschenbild spricht den Individuen die Möglichkeiten ab, sich gegen eine solch totalitäre, vollständige Entmündigung und Auslieferung an die neuen digitalen Machteliten zu wehren. Die geschilderte Dystopie Hararis, die zweifellos in Einigem an «Brave New World» von Aldous Huxley erinnert,⁹ hat gewiss weniger aufklärerische als entmutigende Wirkung. Schutz und Rettung vor der prognostizierten hackenden Digitalregentschaft verspricht er sich ausschliesslich durch eine einsichtige Elite, die das Aufkommen eines Totalitarismus durch internationale Zusammenarbeit verhindert.

⁷ <https://www.youtube.com/watch?v=biKwkMJHIOM>, 7.7.2022

⁸ Interview Petra Kaminsky: *Historiker Harari: „Unser Wille ist nicht, frei“*, science.orf.at: <https://science.orf.at/v2/stories/2936598/>

⁹ Harari hat bei der Neuauflage von 2019 zu diesem Buch die Einführung geschrieben.

Die emanzipatorische Aufgabe von Schule und Bildung gegen digitale Vereinnahmung

Man braucht Harari nicht ganz in seiner pessimistischen Überzeichnung dessen, was Technologie zukünftig der Menschheit fast schon zwangsläufig zu bescheren droht, zu folgen. Seine Aussagen enthalten aber leider einen durchaus ernstzunehmenden wahren Kern. Auch die Aussage Schwabs, diese Revolution würde die Menschen selbst verändern, ist nicht restlos von der Hand zu weisen.

Ebenso muss konstatiert werden, dass die Schulentwicklung seit Beginn der Globalisierung einen Weg eingeschlagen hat, der die Grundeinsichten der Anthropologie und somit zugleich das humanistische Bildungsverständnis ignoriert und gerade solche Prioritäten setzt, die ganz der WEF-Entmündigungs-Ideologie folgen. Statt Kants Frage: Was ist Aufklärung? mit dem Bildungsanspruch und den entsprechenden Bemühungen zu beantworten, den Menschen zur Mündigkeit hinzuführen mit möglichst umfassenden eigenen Befähigungen, könnte man das Motto der globalisierten, mit modernster Technologie unterfütterten Bildungsidee für die Schüler wie folgt formulieren:

Organisiere und verantworte Dein unternehmerisches Selbst als Schülerin oder Schüler in Eigenregie (Humankapital), lerne Dich mehr als guter Kunde denn als demokratisch gesinnter Teampayer zu verhalten und verlasse Dich vertrauensvoll und gedankenlos darauf, dass die von einer philanthropischen Elite stets höherentwickelte Technologie für Dich alle relevanten Probleme lösen wird (Botschaft WEF).

Ein solches Motto der Bildung, zu der die Digitalisierung vieles beiträgt, lässt sich kaum mit einer demokratischen Gesinnung vereinbaren, die sich dem Ziel verschreibt, selbstbewusste, kritische, gut informierte und verantwortungsvolle Bürgerinnen und Bürger zu bilden, im Gegenteil. Demokratie lässt sich unmöglich unter dem Vorzeichen selbstsüchtiger Werte aufbauen wie das vordringliche Verfolgen der eigenen Karriere, des eigenen Erfolgs, der persönlichen Bereicherung und des Übertrumpfens anderer bzw. des Machtstrebens.

In diesem Beitrag sind die erforderlichen Voraussetzungen für eine wirklich emanzipatorische schulische Bildung im Zusammenhang mit den grundlegenden Erkenntnissen der Anthropologie schon ausführlich dargelegt worden. Angesichts dessen, was wir heute über uns Menschen und unsere Entwicklung wissen, ist unschwer zu sehen und zu verstehen, dass die Digitalisierung eigentlich nichts anderes ist als eine Art Instrumentarium, das auf vielfältige Weise verwendet werden kann, das auf der einen Seite vieles erleichtert, auf der anderen Seite es aber auch für unmenschlichen Motive missbraucht werden kann. In unseren Schulen hat die Digitalisierung viel zu viel Bedeutung auf Kosten anderer, deutlich wichtigere Disziplinen und Aspekte der Schule zugesprochen erhalten. Bisher fördert die Schule den Digitalisierungshype in sehr unkritischer Weise mit. Sie trägt zur massiven Unterstützung des damit verbundenen Big Business bei, zur Habitualisierung der Digitalisierung als Lebensstil, Stimulierung von Abhängigkeit, unkritischem Konsumismus und Manipulierbarkeit sowie weiterer Isolierung sozial beeinträchtigter junger Menschen. Die Schule sollte stattdessen die Kinder und Jugendlichen in ihrem realen sozialen Zusammenleben fördern, fördern und als Persönlichkeiten in ihren sozialen Kompetenzen als verantwortungsvolle Mitmenschen stärken und miteinander befreunden. Dadurch werden sie befähigt, ihr soziales Leben, ihr persönliches Vorankommen in Beruf und Privatleben eigenständig und selbstbewusst zu gestalten und

werden sich nicht primär an irgendwelchen Digitalstimmen/-figuren, manipulativen Beeinflussungen, suggestiven Eindrücken aus dem Internet usw. orientieren und sich verwirren lassen.

Genau diese aufbauende, demokratisierende Kraft, die der Schule als Ort des kulturellen Mentorats und Hinführung zur Mündigkeit genuin innewohnt, (wenn sie ihre Aufgabe richtig gestaltet) haben die Menschen während des Lockdowns anhand der Reaktionen von Schülern, Lehrern, Eltern und den anderen bei der Schule involvierten Personen erlebt. Es gilt diese wertvolle Intuition ernst zu nehmen und ihr eine Stimme zu geben.